

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburger Jahrbuch des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde**

**Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und  
Heimatkunde**

**Oldenburg, 1949-1955**

Hermann Lübbing: Süddoldenburgische Verhältnisse um 1850 in  
protestantischer Sicht

**urn:nbn:de:gbv:45:1-3204**

*Hermann Lübbling*

## Südoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht

Als der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. 2. 1803 die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer in Deutschland bestimmt hatte, wurde natürlich auch das Fürstbistum Münster davon betroffen. Während das sogenannte „Oberstift“ größtenteils an Preußen fiel, kam das „Niederstift“ — abgesehen von dem Amte Meppen — zum Herzogtum Oldenburg. Die Bewohner der Ämter Cloppenburg und Vechta wußten — mit geringen Ausnahmen — nichts davon, daß ihr Gebiet während des Mittelalters schon einmal in engeren Beziehungen zum Oldenburger Grafenhaus gestanden hatte. Auch in den oldenburgischen Stammländern war nur wenigen historisch Gebildeten bewußt, daß zwischen dem alten Lerigau, dem Ammergau und dem Largau durch die Familie der Grafen vielfältige Berührungspunkte gegeben waren. Das alles lag ja über ein halbes Jahrtausend zurück, und in den neueren Jahrhunderten waren diese Landschaften doch trotz ihrer Nachbarschaft völlig andere Wege gegangen. Der Hauptunterschied lag darin, daß die zum Fürstbistum Münster gehörigen Gebiete im Verlauf des 17. Jahrhunderts unter dem Einfluß der Jesuiten wieder zum katholischen Glauben zurückgekehrt waren, während die Bewohner der alten Grafschaft Oldenburg seit der Reformationszeit dem lutherischen Glauben zugewandt waren.

So bedeutete denn die südliche Landesgrenze der Grafschaft bzw. des Herzogtums (1774) Oldenburg gegen das Niederstift Münster bis zum Jahre 1803 eine erhebliche und scharf ausgeprägte Kulturscheide. Sprache, Sitte und Glaube diesseits und jenseits der Grenzen waren immer unterschiedlicher geworden, während sie im Mittelalter gewiß keine erheblichen Abweichungen von Dorf zu Dorf und von Gau zu Gau gezeigt haben dürften, zumal das Gebiet der Diözese Osnabrück sich bis an die Tore der Stadt Oldenburg erstreckte, ohne sich um die Grafschaftsgrenze zu kümmern. Aber seitdem geistliche und weltliche Hoheitsrechte in den Ämtern Vechta, Cloppenburg und Meppen an das Fürstbistum Münster gefallen waren (Vertrag zwi-



schen Münster und Osnabrück vom 19. 9. 1667), konnte Münster das Niederstift völlig mit den Mitteln des absolutistischen Fürstenstaats regieren und ihm seinen eigenen Stempel aufprägen<sup>1)</sup>).

Seit 1803 kann man von nordoldenburgischen und südoldenburgischen Gebieten sprechen, wobei mit den letzteren vorzugsweise die vormals münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg gemeint sind. Für diese hat sich daneben die Bezeichnung „Oldenburger Münsterland“ eingebürgert, die aus der Geschichte heraus ohne weiteres verständlich ist.

Als das Herzogtum Oldenburg 1803 um ein erhebliches Stück Erde vergrößert wurde, dürfte es in der Stadt Oldenburg wohl nur wenig Menschen gegeben haben, die behaupten konnten, den neuen südoldenburgischen Landesteil aus eigener Anschauung zu kennen. Denn was hätte auch einen Oldenburger veranlassen können, eine Reise nach Vechta zu unternehmen? Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß einige Primaner des Oldenburger Gymnasiums, unter ihnen der am 4. 5. 1776 geborene Johann Friedrich Herbart, schon lange vorher den Entschluß faßten, dem Franziskanerkloster in Vechta einen Besuch abzustatten. Wir wissen nicht den eigentlichen Anlaß, doch ist zu vermuten, daß die Kunde von der französischen Revolution und von der Aufhebung der französischen Klöster bei den „fortschrittlich“ gesinnten Gymnasiasten den Wunsch erweckte, sich ein Bild von der Einrichtung eines Klosters zu verschaffen, wozu im protestantischen Oldenburg ja keine Gelegenheit bestand. So unternahm man denn die Wanderung nach Vechta — es dürfte um 1792 oder 1793 gewesen sein —, fand sich aber recht bald nach der Führung durch einen Mönch wieder an die frische Luft gesetzt, wenn auch durch einen Krug Bier getröstet<sup>2)</sup>).

Für den Herzog Peter Friedrich Ludwig und sein Kabinett, für Regierungskanzlei und Kammer insbesondere, war es keine leichte Aufgabe, mit den Verwaltungsproblemen fertig zu werden, die sich aus der so unterschiedlichen Entwicklung und Struktur der Gemeinden diesseits und jenseits der alten Grafschaftsgrenze ergaben. Wirtschaftliche Beziehungen hinüber und herüber waren gering, Familienverbindungen waren so gut wie ausgeschlossen; commercium und connubium spielten also praktisch keine Rolle, so daß die Landesgrenze fast die Bedeutung eines „eisernen Vorhangs“ hatte. So wie man in Vechta und Cloppenburg ein Grauen vor den „lutherischen Ketzern“ empfand, so erhaben dünkte sich der „aufgeklärte“ Oldenburger Protestant über den Heiligenkult und das Prozessionswesen des „schwarzen“ Münsterlandes. Es waren auf beiden Seiten unüberbrückbar erscheinende Gegensätze und Vorurteile, die es abzubauen und zu überwinden galt.

<sup>1)</sup> H. Lübbing: Oldenburgische Landesgeschichte, Oldbg. 1953, S. 121.

<sup>2)</sup> W. A s m u s : Die Herbarts in Oldenburg. In: Oldbg. Jb. 48 und 49/1948—49, S. 32.



Die Stürme der napoleonischen Zeit machten es allerdings vorerst unmöglich, die Annäherung von Nord- und Südoldenburg zu fördern. Erst nach 1814 konnte ernsthaft an dieser Aufgabe gearbeitet werden. Zielbewußte Verkehrspolitik und Verwaltungsreformen waren die Mittel, deren sich Oldenburg bediente, um die alten und neuen Gebiete einander näher zu bringen. Die Landesfürsten trugen keine Bedenken, protestantische Verwaltungsbeamte in die katholischen Ämter zu versetzen, damit sie dort Land und Leute genauer kennen lernten. Ebenso wurden aber auch katholische Beamte in die ihnen so völlig wesensfremden Marschen versetzt, damit auch deren Eigenart zunächst wenigstens einigen Südoldenburgern verständlich würde. So durfte die Staatsregierung hoffen, im Laufe von Generationen die bestehenden Gegensätze, wenn auch nicht auszugleichen, so doch zu mildern und allmählich ein gemeinsames Staatsbewußtsein herauszubilden.

Welchen Eindruck das Oldenburger Münsterland um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf die Nordoldenburger gemacht hat, das läßt sich natürlich aus amtlichen Quellen nur mühsam erschließen. Man kannte noch nicht die Stimmungsberichte und Bildreportagen der modernen Presse. Wenn man also einen Blick in die Zustände und Verhältnisse jener Zeit tun will, ist man angewiesen auf private Aufzeichnungen, Briefe oder Erinnerungen, und deren gibt es gewiß nicht viel für unsere Fragestellung. Um so willkommener dürfen uns daher zwei Zeugnisse aus der Zeit von 1840 und 1860 sein, die bislang in der Kulturgeschichte unseres Landes noch nicht beachtet worden sind.

\*

Dem am 5.3.1885 zu Oldenburg verstorbenen Agent Friedrich Wilhelm R ö b b e l e n , geboren am 22.11.1801 zu Hildesheim, verdanken wir ein 1844 erschienenes Buch mit dem Titel „Drei Jahre aus meinem Leben“.<sup>3)</sup> Es enthält die Lebens- und Leidensgeschichte eines Mannes, der vormals Färbermeister zu Rastede gewesen war und sich berufen fühlte, seine religiös lauen und passiven Zeitgenossen durch ein populärphilosophisches Buch „Forschungen in der Natur und am Firmamente“ zu einem „gottgefälligeren, sich selbst erhebenderen und ihrer eigentlichen Bestimmung gemäßeren Leben“ zu führen. Seine „aus den Werken der Natur und aus den Grundsätzen der Vernunft geschöpften religiösen Wahrheiten“ sind ein typisches Beispiel dafür, wie lange und zäh die Aufklärungs-

<sup>3)</sup> F. W. R ö b b e l e n : Drei Jahre aus meinem Leben. Eine Zusammenstellung meiner tragischen, komischen und anderartigen Bemerkungen und Unterhaltungen auf meinen Reisen im Nordwestlichen Deutschland bis über die Grenzen der Ems und der Eyder in den Jahren 1839 bis 1842. Oldenburg 1844. — Einen kurzen Auszug daraus veröffentlichte ich u. d. T. „Röbbelens Reiseerlebnisse im Oldenburger Münsterland 1840“ im „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ 1953. — Geburts- u. Sterbedatum verdanke ich dem Ev.-luth. Kirchenbüro Oldbg.



Theologie und -Philosophie des 18. Jahrhunderts weiterlebte und sich in breiteste Volksschichten einzudringen anschickte, während sich die führenden philosophischen Köpfe mit ganz anderen Problemen beschäftigten. Voll Gott- und Selbstvertrauen hing er seinen erlernten Beruf an den Nagel, fing an zu schreiben und ließ die erste Lieferung seines geplanten Werkes bei Rieck in Delmenhorst auf Kredit drucken. In den Jahren 1839—1842 war er zugleich als Buchhändler, Verlagsagent und Schriftsteller tätig und kam auf vielen Reisen durch ganz Nordwestdeutschland von der Ems bis zur Eider. Seine achte Reise führte ihn in der Zeit vom 1. bis 21. September 1840 durch das Oldenburger Münsterland, mit nur 31 Groschen Reisegeld in der Tasche. Seine Erlebnisse und Beobachtungen sind für unsere Fragestellung von nicht geringem Wert, da er Land und Leute scharf beobachtete und neben unwichtigen Dingen doch manche charakteristische Erlebnisse beschreibt und Profile scharf umreißt.

Auf gut Glück wanderte Röbbelen zuerst nach Friesoythe und vermochte dort an einem Vormittag „das ganze dortige für so etwas sich eignende Publikum“ als Subskribenten zu gewinnen. Den Rektor Crone lernte er als hochgebildeten, aufgeklärten und toleranten Mann kennen. Nachmittags konnte er schon weiter wandern nach Cloppenburg; von dem langen Weg durch die einsamen und unfruchtbaren Heide- und Sandgegenden recht ermüdet, kehrte er beim Gastwirt Overmann ein. Zunächst versuchte er die Beamten zur Subskription zu bewegen, doch hatten diese meist Ausflüchte. Dies Zögern wirkte nachteilig auch auf die übrigen Privatleute im Ort. Recht angetan war er von dem Pastor Niemöller zu Krapendorf, der sich ebenso wie der Pastor Kohlmann zu Kappel als vernünftiger und tolerant denkender Mann erwies.

In Lönigen quartierte sich Röbbelen beim Gastwirt Theodor Meier ein, der ihn aufs freundlichste aufnahm, wie es ein Gast nicht besser verlangen konnte, „zumal, wenn ich noch berücksichtige, daß der Familienvater einigen Anstoß zu nehmen schien, in mir keinen Katholiken zu erkennen“. Klugerweise stellte der Autor denn auch am Sonntag seine weltlichen Geschäfte ein und besuchte zweimal die neue Löninger Kirche. Ihre himmelblauen Glasfenster hinter dem Altar bewunderte er um ihrer magischen Wirkung willen. Auch verfehlte die übergroße Zahl von Kirchenbesuchern nicht ihren Eindruck auf den Protestanten. Doch macht er dazu die skeptische Bemerkung: daß solcher Gemeinsinn bei der Mehrzahl wohl weniger durch das eigentliche Gefühl wahrer Gottesverehrung als durch den „zur Gewohnheit gewordenen Zwang der katholischen Glaubensgesetze“ geleitet werde. Durch das „formelle Wesen des katholischen Gottesdienstes“ würden die Menschen beruhigt, als ob sie ihren religiösen Verpflichtungen genügt hätten, und würden zu einem bloßen Namen-





christentum erzogen, was bei der großen Menge zu nachteiligen Folgen im Denken und Handeln für das übrige Leben führen müsse.

In dem Orte Essen hatte Röbbelen unter nur 2 Subskribenten den jungen Doktor Averdam, der verblüffende Heilerfolge aufweisen konnte, obwohl er erst kürzlich sein Studium absolviert hatte. Das Haus eines Löninger Freundes, in dem sich der Wunderdoktor zufällig befand, wurde von echten und eingebildeten Kranken förmlich belagert. Fast gewaltsam mußte der Arzt sich endlich freimachen, um nach Essen zurückzukehren, von wo aus er nach Tettens im Jeverland übersiedeln wollte.<sup>4)</sup>

Nach einem kurzen, erfolglosen Abstecher in das alte Burgmannsstädtchen Quakenbrück setzte der von Sorgen geplagte Autor seine Wanderung nach Dinklage fort. Der Amtmann Pancratz trug sich ebenso bereitwillig in die Bestellerliste ein wie sein Vater in Cloppenburg. Dagegen gab es einige Schwierigkeiten beim Grafen von Galen.<sup>5)</sup> Dieser nahm Anstoß an dem Wort „vernunftgemäß“ in der Buchankündigung. Auch fand er des Verfassers Ansicht, daß die Erde nach geologischen Schlüssen schon weit über 6000 Jahre existiert haben müsse, für nicht vereinbar mit den Aussagen der Bibel und lehnte daher eine Vorbestellung auf das Buch ab. Auch der Dinklager Pastor (G.H. Varelmann) nahm Anstoß an dem Wort „vernunftgemäß“. Lieber wollte er den Überschuß seines Einkommens für Hosen, Strümpfe, Hemden und Schuhe an die Armen ausgeben als für ein fragwürdiges Buch. Trotz solcher Befangenheit auf der einen Seite gab es auch in Dinklage vorurteilsfreie Leute, die das Buch vorzubestellen wagten. Darunter war der Leutnant Keyl,<sup>6)</sup> ein ausgezeichnete Georginenzüchter, dessen reichhaltige Flora den vormaligen farbenliebenden Färbermeister zur höchsten Bewunderung hinriß. Mit dem Hausmann Bölling zu Holdorf, einem sehr vernünftigen und über alles nachdenken Mann, unterhielt sich Röbbelen über das mächtige Raseneisenerzvorkommen zwischen Lönin-

<sup>4)</sup> Joh. Bernhard Averdam, \* Schleddehausen bei Bakum 15. 11. 1812, siedelte 1840 nach Tettens über und heiratete Anna Müller. Um seine Kinder nicht den Gefahren des Marschenfiebers auszusetzen, zog er 1847 nach Westerstede, wo er am 15. 9. 1892 starb. Sein Sohn war der Chemiker Dr. Wilhelm Averdam, der zusammen mit der Bremer Firma Hackfeld u. Co. im Jahre 1892 die Pacific Guano Fertilizer Co. Ltd. auf der Insel Oahu (Hawaii) gründete. Die Lebenserinnerungen dieses Pioniers sind 1933 aufgezeichnet von seinem Neffen, Dr. Otto Wellmann in Bremen (Hschr. im Nds. Staatsarch. Oldenburg). — Anna Katharina Müller, \* 15. 10. 1823 als Tochter des Gutsbesitzers Joh. Friedr. Müller auf Schützfeld (Kirchengemeinde Atens, Stadt Nordenham) und seiner Ehefrau Gesche Harms, war also eine Schwester von Wilhelm Müller, dem „Gründer von Nordenham“.

<sup>5)</sup> Mathias Graf Galen, \* 12. 9. 1800, Erbkämmerer des Fürstentums Münster, verh. 11. 1. 1825 mit Anna Maria Freiin von Kettler, trat die Herrschaftsrechte über die durch Bischof Christoph Bernard von Münster (aus dem Hause Galen) 1677 gegründete „Herrlichkeit Dinklage“ durch Vertrag vom 17. 3. 1826 an Oldenburg ab — nach Röbbelens Angabe gegen die Summe von 18 000 Rtl. Er starb am 24. 12. 1880.

<sup>6)</sup> Joh. Jacob Keyl war seit 1825 Hausbesitzer in Wiek Dinklage; offenbar hatte er das Haus von seiner Schwägerin Caroline Moorkramer gekauft oder ererbt. 1845 erscheint im Brandkassenregister Franziska Gruner, geb. Keyl, als Hausbesitzerin, seit 1861 C. M. A. Keppel. Keyl ist nicht im oldenburgischen Offizierskorps nachzuweisen, vermutlich stammt er aus dem Osnabrückischen oder Westfälischen.



gen und Damme; es war dabei auch die Rede von der Möglichkeit einer Ausbeute durch eine Gußeisenhütte.

Der Flecken Damme machte auf den Autor einen zwar romantischen, aber überaus auffälligen Eindruck, vor allem wegen der hölzernen Vorbauten an den Häusern. Das Wirtschaftsleben erhielt einen gewissen Auftrieb durch den Handel mit Leinwand, doch war die Qualität nur „ordinär“ und die Farbe „greis“. Eine interessante Person war der junge Amtsschreiber Salen, der sich als poetischer Mitarbeiter der „Lesefrüchte“<sup>7)</sup> bereits einen Namen gemacht hatte und sich durch eigenartige Ansichten über die Kirche auszeichnete. In freimütigem Gespräch vertrat er die Meinung, daß die lutherische Reformation infolge ihrer Kritik an den Mißbräuchen der Kirche sich für den Katholizismus sehr heilsam ausgewirkt habe; seit Abstellung derselben stehe die katholische Kirche — durch Luthers Wirksamkeit — auf ihrer glorreichen Höhe. In der „methodischen“ Art des katholischen Betens konnte Salen nur etwas sehr Herzerhebendes finden, während Röbbelen es als „Herplappern“ abtat.

Die Hügellandschaft der Dammer Berge und der schöne Blick auf den Dümmer entzückte das Auge des Schriftstellers, doch betrübte ihn um so mehr sein geschäftlicher Mißerfolg in Steinfeld und Bramsche. Da war es denn für sein sorgenvolles Herz ein wahres Labsal, in dem konfessionell gemischten Ort Neuenkirchen den Geist echter Toleranz kennen zu lernen. Der katholische Dechant Gieseke sowie der hochbetagte protestantische Pastor Krehe<sup>8)</sup> gaben selber das beste Vorbild durch ihr freundschaftliches und vertrauliches Verhältnis. Dies färbte ab auf die beiderseitigen Lehrer, und von ihnen auf die Schüler. „So wurde denn das Unkraut der Intoleranz samt seinen Keimen fast gänzlich ausgerottet“, sehr im Gegensatz zu einem benachbarten hannoverschen Flecken.

Der gewerbefleißige Flecken Lohne mit seinen vier Federposenfabriken<sup>9)</sup> und 80 Fabrikarbeitern stellte nur einen Buchkäufer. Dagegen blühte Röbbelens Weizen um so mehr in dem benachbarten Vechta, wo er von der katholischen Geistlichkeit auf das zukommendste unterstützt wurde. Nicht nur der Pastor Mertz erwies sich als edler Menschenfreund, sondern auch der oberste Kirchenbeamte des Münsterlandes, der Offizial Dr. Herold, und ihr Beispiel

<sup>7)</sup> Die „Lesefrüchte“, herausgegeben von Oberamtman C. F. Strackerjan, erschienen von 1836—1842 bei Gerhard Stalling in Oldenburg und bringen ihrem Titel entsprechend Auszüge aus Zeitschriften und Büchern, daneben kleine literarische Erstdrucke. Über die Persönlichkeit des Amtsschreibers Salen konnte nichts weiter ermittelt werden.

<sup>8)</sup> Henrich Menke Krehe aus Vörden wurde am 19. 8. 1840 nach 47 Dienstjahren emeritiert und starb am 12. 1. 1844 im Alter von 83 Jahren. Ramsauer, Johs.: Die Prediger des Herzogtums Oldenburg seit der Reformation, Oldbg. 1909, S. 145.

<sup>9)</sup> Als Inhaber einer der Federposenfabriken nennt Röbbelen „Herrn Kreienborg“. Es handelt sich hierbei um die Fabrik des G. H. Kreymborg. Näheres darüber bei Johs. Ostendorf: Gebr. Krogmann u. Co., Lohne (Oldb). Ein Beitrag zur Geschichte der Lohner Industrie und ihrer Wandlungen. In: Oldbg. Jb. 52 u. 53 (1952 bis 1953), S. 75.

wirkte ermunternd auf weite Kreise. Offenbar hatte der Autor hier viel Unverständnis oder Ablehnung erwartet. Nun fühlte er sich doch zu dem Schluß berechtigt, daß unter den Bewohnern des Oldenburger Münsterlandes die Aufklärung seit einigen Jahren große Fortschritte gemacht habe. Im ganzen hatte er „unter der katholischen Geistlichkeit manchen liberalen Mann kennen und schätzen“ gelernt.

Im Begriffe, nach dem 6 Stunden entfernten Wildeshausen zu wandern, gedenkt Röbbelen noch eines mit Eifer betriebenen Gewerbes, der auf den unendlichen Heideflächen des Münsterlandes weitverbreiteten Schafzucht und der Verarbeitung der Wolle zu Garn und zu handgestrickten Strümpfen. Man kann abends 10 bis 15 Heidschnuckenherden dem Dorfe zustreben sehen. Unter der niederen Volksklasse herrscht ein wahrer Bienenfleiß, um die knappe Existenzgrundlage zu verbessern. Greise und Kinder legen das Strickzeug selbst auf dem Wege zur Feldarbeit und zurück nicht aus der Hand, und abends vereinigt sich die Bevölkerung um den brennenden Kienspan in ein oder zwei Strickstuben. Anderntags kommt man in einer anderen Kate zusammen, und die Arbeit wird fortgesetzt. Die Abnahme der Wolle, des Garnes und der gestrickten Strümpfe liegt in der Hand von Unternehmern, die zu bestimmten Zeiten ihre bestimmten Ortschaften und Wirtshäuser aufsuchen. Hier wird der Wollkaufmann von den fleißigen Tagelöhnern schon sehnsüchtig erwartet. Das Wort der draußen Spähenden „He kummt, he kummt!“ verbreitet sich von Mund zu Mund. Die Waage wird nun aufgehängt, das Garn oder die Wolle wird gewogen, die Strumpfpaafe werden gezählt, die Konten werden ergänzt, das taxmäßige Geld wird ausgezahlt, und es gibt neue Arbeitsaufträge. Dann strebt der Kaufmann im Wagen dem nächsten Ort zu, wo der Vorgang sich wiederholt.<sup>10)</sup>

\*

Der im Jahre 1900 in den Ruhestand getretene oldenburgische Minister **G ü n t h e r J a n s e n** (geb. 5. 1. 1831 zu Oldenburg als Sohn eines Finanzbeamten jeverscher Herkunft, gest. 31. 12. 1914 zu Weimar) war seit Juni 1859 als Amtsassessor bei der Regierung zu Oldenburg tätig.<sup>11)</sup> Er hatte Südoldenburg bislang nur flüchtig auf

<sup>10)</sup> Den Abschluß der Münsterlandreise bildet ein Besuch in Wildeshausen, dessen altertümliche, sauber gestrichenen Häuser und freundliche Einwohnerschaft dem Schriftsteller ausnehmend gut gefallen, so daß er diesem Ort den Vorzug vor allen oldenburgischen Ortschaften und Städten gibt. Den Gründer der Taubstummenanstalt, Lehrer Heumann, verehrt er als einen wahren Philanthropen. Röbbelen: Drei Jahre, S. 81.

<sup>11)</sup> Günther Jansen hat sich nicht nur als tüchtiger Verwaltungsbeamter und langjähriger vertrauter Ratgeber des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg bewährt (vgl. Lübking, Oldbg. Landesgeschichte S. 177), sondern auch als historisch interessierter und in der Literaturgeschichte trefflich bewandelter Schriftsteller ausgezeichnet. Davon zeugen vor allem seine Bücher: Rochus Friedrich Graf zu Lynar (1873), Aus vergangenen Tagen. Oldenburgs literarische und gesellschaftl. Zustände von 1773 bis 1811 (1877) und: Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze (1904). Sein Nachlaß wird im Nds. Staatsarchiv Oldenburg verwahrt (Bestd. 270—29) und ist für die vorstehende Darstellung benutzt worden.





Besichtigungsreisen in Begleitung des Regierungspräsidenten kennen gelernt. Da kam ihm die Aufforderung, den Amtmann Karl Heinrich Flor in Lönigen für einige Zeit zu vertreten, durchaus gelegen. Der Amtmann war Abgeordneter im Oldenburgischen Landtag und mußte im Winter 1860 wegen der Bedeutung und Anzahl der Vorlagen länger als gewöhnlich von seinem Dienstsitz fernbleiben. Da er ein wohlhabender Junggeselle war und die Aussicht, einige Monate in angenehmer Gesellschaft in der Residenz zu verbringen, ihn fröhlich stimmte, zeigte er sich dem jungen Assessor gegenüber von der jovialsten und kollegialsten Seite. Er stellte seinem Vertreter in zuvorkommender Weise seine Wohnung im Amtshaus, sowie sein Fuhrwerk nebst Kutscher zur Verfügung, sogar für Sonntagsausflüge nach Quakenbrück oder Cloppenburg.

Anfang Dezember trat Jansen seine Dienstgeschäfte in Lönigen an und fand die Verwaltung in vortrefflichem Zustand, so daß er eigentlich nichts anderes zu tun hatte als die Geschäfte in normalem Gang zu halten. Im Gedächtnis der Bevölkerung lebte noch die Erinnerung an den Amtmann Eberhard Cornelius Wilhelm von Schüttdorff<sup>12)</sup> weiter, der von 1828—1856 Berge von Akten vollgeschrieben hatte, ohne dadurch die Belange seiner Amtseingesessenen wesentlich zu fördern. Durch seine überaus vornehme Lebenshaltung und seine betont höfischen Umgangsformen — er war ein Jugendgespieler des 1783 geborenen Großherzogs Paul Friedrich August gewesen —, nicht minder aber durch seine den Lönigern wesensfremde Art hatte er vielfachen Anlaß zur Anekdotenbildung gegeben. Während er sechs oder sieben Aktenbände voll Korrespondenzen und Verhandlungsprotokollen wegen einer Wege- und Brückenverbindung über das breite Hasetal hinterlassen hatte, war es seinem tatkräftigeren Nachfolger, dem Amtsassessor Dr. Johann Diedrich Kläevemann, geglückt, den Brückenbau in kurzer Zeit durchzuführen. Nur ein schmales einziges Aktenfaszikel zeugte von dieser Tat.

Mit großer Freude führte Jansen die ihm zugefallenen Dienstgeschäfte und suchte sich durch Fußmärsche und Wagenfahrten ein Bild vom Zustand des Amts zu verschaffen. Mittags und abends verkehrte er häufig in dem benachbarten Wirtshaus, zu dem er bequem durch den Amtshausgarten gelangen konnte, und fand hier eine ihm durchaus zusagende Gesellschaft, die ihm gelegentlich willkommene Mitteilungen über Land und Leute machten. Regelmäßiger Gast in späteren Abendstunden war der wissenschaftlich vielseitig interes-

<sup>12)</sup> Der Amtmann von Schüttdorff (Schüttdorf, Schüttdorf) ist vermutlich ein Sohn des oldenburgischen Legationsrats Christian Schütte von Schüttdorf, gest. am 17. 4. 1786 zu Meinberg, der sich am 14. 6. 1782 zu Hatten mit Marie Wilhelmine von Schreeb, einer Tochter des überaus vermögenden oldenburgischen Landrats Eberhard von Schreeb verheiratet hatte. Vgl. H. Lübking: Die Familie Schreeb-von Schreeb in Oldenburg und Hatten. In: Oldbg. Balkenschild Nr. 4/5, 1952, S. 20 — T. v. Schreeb: Graf Anton Günthers Jagdhaus zu Hatten. Ebd. Nr. 8, 1954, S. 12.



sierte und hochgebildete Apotheker König,<sup>13)</sup> mit dem man sich gut unterhalten konnte. Einen weiten Blick besaß auch der Rentier Haring, ein hagerer Mann mit rötlichem Haar und stark ausgebildeter Nase, der in seiner Jugend Kaufmann zu Amsterdam gewesen war und seinen Lebensabend behaglich in der Heimat verbrachte, nur mit der Überwachung einer Landwirtschaft und eines Mühlenbetriebes beschäftigt. Er war für den jungen Assessor, der seine Kenntnis nicht allein aus den Akten schöpfen wollte, der zuverlässigste Kenner des Amtes Lönigen. Trotz seiner absonderlichen Junggesellenmanieren war er ein liebenswürdiger Mensch. Niemals hatte er sein Leben einem Pferdegespann anvertraut und faßte alle Türklinken aus Angst vor Ansteckungsgefahren nur mit dem Rockschoß oder einem Taschentuch an. Als er eines Tages als Geschworener für das kürzlich eingeführte Schwurgericht in Oldenburg ausgelost wurde, schalt er heftig auf diese Störung im Dasein eines friedlichen Bürgers, erzählte aber nach seiner Rückkehr voll Stolz, daß er ungeachtet aller Lebens- und Ansteckungsgefahren diese Oldenburger Episode in seinem Leben nicht missen möge.

Die in Lönigen zahlreich vertretene katholische Geistlichkeit verkehrte wenig im Wirtshaus, nur vereinzelt sprach einmal ein Kaplan vom Lande vor. Man erzählte Jansen, dies sei ein Erfolg der Jesuitenmission der Fünfziger Jahre, vorher hätten die Geistlichen sich häufiger am Biertisch sehen lassen. Soweit der junge Assessor dienstlich mit den Geistlichen zu tun hatte, kam er mit ihnen bestens aus. Besonders angenehm berührt war er von der Gastlichkeit der älteren Herren, bei denen er auf seinen Dienstreisen durch den Amtsbezirk manchmal einzukehren hatte. Da die oldenburgische Regierung vielfach protestantische Beamte in das Münsterland und katholische Beamte an die Wasserkante versetzte, lernten Männer in verantwortlicher Stellung die konfessionellen Unterschiede wohl zu respektieren. Es kam häufig genug vor, daß in südoldenburgischen katholischen Gemeinden der protestantische Beamte — neben dem Geistlichen und dem Kirchenprovisor — dem Kirchenvorstand angehörte, sogar den Vorsitz führte. Diese Einrichtung war anscheinend der katholischen Bevölkerung angenehm, weil sie in dem protestantischen Beamten ein Gegengewicht gegen allzu überragenden Einfluß der Geistlichkeit erblickte, andererseits aber auch dem Klerus nicht unlieb, weil der Beamte dem Pfarrer manche ihm weniger zusagende Verwaltungsarbeit abnahm. Auch mit dem Bischöflichen Offizial und dem Katholischen Oberschulkollegium in Vechta unterhielt der Amtsassessor sachlich korrekte Dienstbeziehungen.

<sup>13)</sup> Hiermit kann nicht der am 6. 7. 1847 zu Lönigen geborene Bernard König gemeint sein, der erst 1883 die Löniger Apotheke übernahm und am 13. 5. 1926 mit Hinterlassung einer bedeutenden prähistorischen Sammlung starb, die heute den Grundstock des Museumsdorfes Cloppenburg bildet. Vielmehr ist es sein ebenso bedeutender Vater Hermann König, der Sohn des Cloppenburger Chirurgen Josef König. Vgl. (Heinr.) Ottenjann: Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. 1928. S. 53.



Besonders auffällig war Jansen die Tatsache, daß die Landeshauptstadt Oldenburg, die für die nördlichen Ämter den natürlichen Mittelpunkt bildete, im Bewußtsein der Löninger wie überhaupt des Oldenburger Münsterlandes kaum eine Rolle spielte. Um so stärker richteten sich die Blicke der Bevölkerung nach Münster, dem Sitz des Bischofs, der ja bis 1803 auch zugleich Landesherr gewesen war. Man begegnete oldenburgischen Zeitungen nur in der Amtsstube, sonst aber sah man westfälische Zeitungen mit stark klerikaler Färbung. Nach Münster wiesen auch viele verwandtschaftliche Beziehungen. Dort besuchte die männliche Jugend das Priesterseminar, auch wohl das Gymnasium, und dorthin kam die weibliche Jugend in die Pension. Hier knüpfte man Bekanntschaften und Verbindungen fürs Leben. Infolgedessen mußte jeder aus Nordoldenburg ins Münsterland versetzte Beamte sich wie ein Außenseiter, ja wie in einer fremden Welt vorkommen. In den südlichen an das protestantische Artland angrenzenden Teilen des Amtes Lönigen gab es einzelne protestantische Grundbesitzer, die sich gelegentlich auf dem Amtshaus einfanden und die Glaubensgemeinschaft bezeugten; ein sympathischer Zug, den Jansen schätzte.

Als alter Pensionär lebte in Lönigen der frühere Amtsbote Jaritz, der noch mit Jansens Vater in Jever zur Schule gegangen war. Er hatte unter Napoleons Fahnen gekämpft und zeigte mit Stolz die Helena-Medaille, die ihm durch Napoleon III. verliehen worden war. Den Lönigern imponierte er sehr durch seine angeblichen engen Beziehungen zu dem großen Korsen. Vor der Schlacht von Bautzen habe Napoleon die Front abgeritten und bei dem Jeveraner angehalten, habe ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Jaritz, min Jung, hüde gift et 'nen harten Dag!“ — Ein andermal habe der Jeveraner vor dem Schloß Malmaison Posten gestanden; während der Kaiser und die Kaiserin Josephine aus dem offenen Fenster geschaut hätten, sei ein Gekreisch von Mädchenstimmen entstanden, wodurch die Kaiserin beunruhigt worden sei. Da habe Napoleon sie beschwichtigt: „Das hat nichts zu bedeuten. Das ist bloß der Jaritz, der schäkert mit den Frauenzimmern“.

Von Zeit zu Zeit ließen sich einmal Stadt-Oldenburger in Lönigen sehen, und es erfreute den Assessor, wenn beim Mittagstisch etwa ein technischer Beamter mit Platz nahm. In regelmäßigen Abständen erschien der Oberförster Frerichs aus Cloppenburg, dessen Jägerlatein im ganzen Münsterland bekannt war. Gelegentlich erschien um die Mittagszeit auch der frühere Hauptmann Maximilian Karl Wilh. Frh. von Falkenstein, ein Ritter von altem Schrot und Korn. Er besaß das vormalige von Dinklagesche Gut Calhorn und bemühte sich redlich, aber vergeblich, es aus dem Niedergang wieder hochzubringen. Bei einem Gegenbesuch auf dem halbverfallenen Gutshof traf Jansen seinen alten Schulkameraden Sigismund von



Falkenstein, der unter General Lamoricière in der Armee des Papstes gedient und sich bei Ancona für die Erhaltung des Kirchenstaates ebenso erfolglos geschlagen hatte wie sich der Vater für die Sanierung des Familienguts einsetzte. Die Zukunft des Kirchenstaates und des bedrängten Papstes Pius IX. bewegte damals die Löninger Gemüter sehr. Oberförster Frerichs versicherte einigen Bauern mit Kennermiene: „Weet ji denn noch nich, wo de Papst hen kummt? He kumt bi'n Baron von Falkenstein up Calhorn“.

Im übrigen bestand keinerlei geselliger Verkehr unter den adeligen Gütern des Amtes Lönigen. Duderstadt war 1852 vom Grafen Schmysing an die zehn darauf wohnenden Pächter verkauft worden, und Gut Huckelriede war bereits 1800 an den Landmann Többen veräußert worden. Gut Lage in der Gemeinde Essen war im Besitz der Familie von Rössing, wurde aber nicht von ihr bewohnt. Die Güter Groß-Arkenstedt und Vehr gehörten der Familie von Elmendorff, wurden aber auch nicht von ihr bewohnt.

Nachdem Jansen die Weihnachtstage in Oldenburg verbracht hatte, reiste er am Neujahrstag 1861 wieder nach Lönigen zurück. Er hatte sich für den 2. Januar in der Gemeinde Lindern angemeldet, um mit der Schätzungskommission die seit kurzem eingeführte Einschätzung zur Einkommensteuer vorzunehmen. Infolge des eingetretenen starken Schneefalls waren die Verkehrsverbindungen unterbrochen, und der Postwagen blieb im Schnee stecken, so daß Jansen die letzte Strecke zu Fuß zurücklegen mußte. Da er den Termin unter keinen Umständen versäumen wollte, gewann er einen ortskundigen Mann, der ihm die Aktentasche trug und ihn über die festgefrorene Schneefläche führte. Nach einem mehrstündigen Marsch gelangte er glücklich nach Lindern, wo ihn die Schätzungsmänner, am Herdfeuer versammelt, kaum mehr erwartet hatten. Da das Schätzungsgeschäft mehrere Tage dauerte, mußte Jansen in dem bescheidenen Gasthaus wohnen, wurde aber jeden Abend in das Pfarrhaus gebeten. Hier verging die Zeit im Gespräch mit dem trefflichen Pastor Vossing im Fluge, denn der alte Herr liebte ein gutes Glas Wein und auch einen guten Scherz. Wenn er sagte, er habe in seinem Hause alles „in der Trinität“ (drei Kühe, drei Hunde, drei Haushälterinnen), so hätte der Bischof das gewiß nicht hören dürfen.

Nach Beendigung des Schätzungsgeschäftes mußte Assessor Jansen zu Fuß nach Lönigen zurückkehren und erfuhr erst am 5. Januar, als er in seinem behaglich warmen Zimmer die Zeitung zur Hand nahm, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen am Neujahrstag verstorben war.

Infolge des harten Winters und der starken Schneefälle war längere Zeit an Außendienst nicht zu denken, und so mußte Jansen — mehr als ihm lieb war — den Tag am Schreibtisch verbringen, wo es freilich auch keineswegs an Arbeit mangelte. Mit den vorspre-





chenden Amtseingesessenen unterhielt er sich gern über ihre Sorgen und Anliegen. Eines Tages trat ein Mann in sein Amtszimmer, der sichtlich verduzt war, das ihm bekannte Gesicht des Amtmanns nicht zu finden und statt der fülligen und beleibten Respektperson einen schlanken Vertreter am Pult sitzen zu sehen. Seiner Überraschung hierüber gab er mit den Worten Ausdruck: „He hett sik aber nich verbetert!“

Bei eintretendem Frühlingswetter trieb es Jansen natürlich hinaus in die freie Natur, und er entdeckte namentlich an den hohen buschbewachsenen Ufern der vielgekrümmten Hase und im „überhäsigen Viertel“ reizvolle Pfade und Punkte, zu denen es ihn immer wieder hinzog. Die benachbarten Orte Herzlake und Menslage wurden ebenfalls aufgesucht, und schließlich entschloß sich der historisch interessierte Assessor auch zu einer Reise nach dem Damenstift Börstel. An einem schönen Maiensontag wanderte er stundenlang durch das wilde Moor, bis er zu den lieblichen Ausläufern des Osnabrücker Berglandes gelangte, wo sich die mittelalterliche Klosterkirche und das stattliche Wohngebäude der Stiftsdamen erhob. Er gedachte hier der Gründung des Klosters durch die Grafen von Oldenburg und bemerkte mit Befriedigung, daß der derzeitige Stiftsamtmann Hallerstede ein Stadtoldenburger war.

In den Oldenburger Zeitungen verfolgte Jansen mit wachsendem Interesse den Gang der Landtagsverhandlungen, da von ihrer Dauer die Zeit seines Löninger Aufenthalts abhing. Ende Juni konnte er dem Amtmann Flor das Amt und die Amtsgeschäfte in geordnetem Zustand übergeben und kehrte voll befriedigt nach Oldenburg zurück.

Noch ein zweites Mal wurde Jansen vertretungsweise bzw. aus-hilfsweise nach Südoldenburg abgeordnet, und zwar im Jahre 1862. Der Regierungspräsident Erdmann eröffnete ihm eines Tages, er müsse dem Amtmann Hofmeister in Damme bei der Aufarbeitung großer Geschäftsrückstände zur Hand gehen. Diese Botschaft war ihm nicht unwillkommen, denn er hatte als Sekundaner des Oldenburger Gymnasiums im Herbst 1847 seine erste größere Reise gerade nach Damme unternommen, um seinen Schulkameraden Wilhelm Barnstedt zu besuchen, dessen Vater damals Amtmann zu Damme war. Diese 2 Wochen Ferienzeit in Damme hatte er in schönster Erinnerung behalten, da das Amtshaus ihn teils mit anheimelnder Häuslichkeit, teils mit rauschender Geselligkeit empfangen hatte.

Am 18. Oktober 1862 fuhr Jansen also mit der Postkutsche über Vechta nach Damme, wo er in dem ihm noch so wohl vertrauten Amtshaus das frühere Auditorenzimmer bewohnen durfte. Von hier aus schweifte der Blick bis zum Dümmer und zu den bezeichnenden Berglinien des Stemshorns. Bei einer ersten Wanderung durch den Ort entdeckte er von früher noch bekannte Gesichter. Die



Umgehend machte auf ein für Natureindrücke empfängliches Gemüt durch die schöne Herbstlaubfärbung den besten Eindruck. An Sonntagen wanderte er gern in die freie Natur hinaus und freute sich vom Stemshorn herab des Blickes über den Dümmer und auf das Dorf Lemförde. Fast täglich unternahm er einen Spaziergang über die Wiesengründe an der Bexadde.

Natürlich machte Jansen einen Besuch bei den Familien, mit denen er vor 15 Jahren bekannt geworden war, und fand überall freundliche Aufnahme. Ihm blieb aber keinesfalls verborgen, daß sich im öffentlichen Leben von Damme seit jenen Jahren ein gewaltiger Wandel vollzogen hatte. Während früher eine frische und fröhliche Art in der ganzen Bevölkerung zu finden gewesen war und an Zerstreuungen und Vergnügungen kein Mangel bestanden hatte, war infolge der Jesuitenmissionen in den Fünfziger Jahren eine fast asketische Lebensführung eingetreten. Die frühere geradezu an süddeutsches Wesen erinnernde frohe Geselligkeit mit Spiel und Tanz war vorbei. Dies wurde in katholischen Kreisen unumwunden und hier und da nicht ohne ein gewisses Bedauern zugegeben. Es trat in Damme noch mehr hervor als in anderen Gegenden des Münsterlandes, weil hier der persönliche Einfluß der angesehenen katholischen Geistlichen schärfer einwirkte.

Von einem geselligen Stammtisch, wie man ihn an anderen Orten gleicher Größe durchweg fand, war keine Spur zu finden. Der einzige zur Geselligkeit neigende Herr war der Hauptmann Max Morrell, ein gebürtiger Dammer, der seinen Herbsturlaub in seiner Heimat verbrachte und sich allabendlich im Wirtshaus einfand, um Jansen Gesellschaft zu leisten. Er teilte ihm seine gründliche Kenntnis von Land und Leuten gern mit und war völlig vorurteilslos in konfessionellen Dingen.

Von Oldenburg her war Jansen mit dem Amtsrichter Russel bekannt (dieser vertrat später den 3. Oldenburgischen Wahlkreis im Reichstag und war Teilnehmer der Kaiserdeputation von Versailles). In seinem Hause durfte er freundschaftlich verkehren, auch wurde er von ihm zur Teilnahme an einer Treibjagd eingeladen. Unter den Jagdgenossen lernte er eine Anzahl junger Landwirte kennen, deren Bildungsstand sich von demjenigen der älteren Generation vorteilhaft unterschied, nicht zuletzt infolge des Besuches einer Ackerbauschule, die offenbar ein starkes Berufsethos erweckt hatte.

Wie sehr die jüngere Generation auf den Schultern der älteren stand, bemerkte man an dem jungen Kolon Fernerding in Ihorst, der als einer der tüchtigsten Schweinezüchter galt. Er war der Sohn jenes münsterländischen Abgeordneten, der dem konstituierenden Oldenburgischen Landtag von 1848 angehörte, und von dem man sich in Oldenburg eine nette Geschichte erzählte: Er habe nach Beendigung des Landtags seine reichlichen Ersparnisse an Diäten zum



Ankauf von Ferkeln verwendet und diese zu Fuß nach Hause getrieben.

Ein tüchtiger Landwirt war auch der Verwalter des von Aschebergschen Gutes Ihorst, der frühere Volksschullehrer Ahlrichs,<sup>14)</sup> mit dem sich Jansen bei Tisch oft in klugen Gesprächen erging. Ahlrichs wurde 1868 durch Kauf Eigentümer des Gutes Ihorst.

Jansens regelmäßigster Tischgenosse war der beim Amtsgericht Damme beschäftigte junge Accessist Korten, der sich als Neffe des angesehenen Osnabrücker Rechtsanwalts Windthorst zu erkennen gab. Auf eine Bemerkung Jansens, daß er in der Bibliothek des Amtes Möser's Osnabrückische Geschichte vermisste, besorgte Korten alsbald das gesuchte Werk aus der Bibliothek des Onkels, der damals erst am Anfang seiner politischen Laufbahn stand. Korten starb schon in jungen Jahren.

Neben der Unmenge von Akten, die durchzuarbeiten waren, gab es viele Dienstgeschäfte außerhalb von Damme zu erledigen, und so lernte Jansen denn auch Land und Leute in kurzer Zeit recht gut kennen. Dabei fehlte es nicht an merkwürdigen Begegnungen. So trat er einmal in die Wohnung einer alten Frau ein und sah über dem Sofa das Bild eines jungen Mannes in Uniform. Es war der nach den USA ausgewanderte Sohn. Natürlich erkundigte sich Jansen, angeregt durch die Besonderheit der Uniform, was denn der Sohn in Amerika geworden sei und vorstelle. Die Mutter antwortete: „Wat he egentlich is, weet ik nich genau, man ik glöw woll, he is so'ne Art van Kurfürst“.

Der Regierungspräsident Erdmann in Oldenburg hatte Jansens besonderer Beachtung ein Chausseebauprojekt empfohlen, und zwar die Verbindung des Ortes Damme mit dem Kirchdorf Holdorf. Durch geschickte Verhandlungen mit dem Gemeinderat gelang es, diese wichtige Straßenverbindung zu sichern und herzustellen.

Das Amt Damme war in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß sich hier von Zeit zu Zeit ungewöhnliche Dinge abspielten, die das Ansehen der Gegend geradezu gefährdeten. Unablässig beschäftigte sich das Gespräch und die Phantasie der Menschen mit aufsehenerregenden Vorgängen auf dem vormals Aschebergschen Familiengut Ihorst in der Gemeinde Holdorf. Durch Hauptmann Max Morell erfuhr Jansen folgendes:

Freiherr Matthias von Ascheberg war Geheimer Rat des Bischofs von Münster gewesen und hatte einen Sohn Joseph hinterlassen,

<sup>14)</sup> Ahlrichs ließ alles nutzbare Holz verkaufen, um die Kaufsumme zu decken, pflanzte die abgeholzten Flächen aber wieder an. Er begradigte die Wege und ließ auch sonst mancherlei Verbesserungen vornehmen. Doch sah er sich, weil er im Verein mit einem anderen Ihorster Landwirt auch das Gut Esterwegen auf dem Hümmling angekauft hatte und nun in Zahlungsschwierigkeiten geriet, im Jahre 1882 gezwungen, Ihorst wieder zu veräußern. Bei dieser Gelegenheit ging es in den Besitz des Grafen Spee über, dessen Familie es noch heute gehört. Vgl. G. Reinke: Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland, Heft 4. Vechta 1925. S. 139.

der eine schwerfällige Natur war und sich auf dem Gute Ihorst wohler fühlte als in der vornehmen Hofgesellschaft zu Münster. Seine Mutter pflegte als Witwe den Sommer über in Ihorst auf dem Lande zu wohnen, verbrachte aber die Winter lieber im Ascheberger Hof zu Münster. Fern von der Aufsicht der Mutter pflegte der junge Herr in seiner winterlichen Einsamkeit einen weniger vornehmen Umgang und verliebte sich in die Tochter eines Schiffskapitäns, die in einem benachbarten Dorfe lebte. Als die Mutter davon erfuhr, erklärte ihr der Sohn, er werde das Mädchen heiraten. Entsetzt von der Aussicht auf eine bürgerliche Schwiegertochter kehrte die Mutter nach Münster zurück. Bald darauf hielt in einer mond hellen Nacht ein geschlossener Wagen an der Zugbrücke des Hauses Ihorst. Die ahnungslose Haushälterin ließ die Zugbrücke nieder, wurde von vermummten Gestalten, die aus der Kutsche stiegen, überwältigt und konnte nicht verhindern, daß die Eindringlinge den jungen Baron aus dem Schlafzimmer zerrten und ihn in den Wagen schleppten. Dann fuhr die Kutsche mit ihrer Beute ab über die Landesgrenze. Nachdem die Haushälterin sich von den Fesseln und Knebeln befreit hatte, rief sie um Hilfe, aber es gelang dem Bauernvogt und seiner Mannschaft nicht, die Flüchtigen einzuholen. Eine alsbald vom Landgericht Cloppenburg eingeleitete Untersuchung wegen Menschenraubs blieb ebenfalls erfolglos. Von Joseph von Ascheberg fehlte jede Spur. Nach geraumer Zeit erhielt die Regierung zu Oldenburg eine namenlose Zuschrift, daß der vermißte junge Baron in Münster gefangen gehalten werde. Die Ermittlungen der preußischen Polizei bestätigten, daß Joseph von Ascheberg im Ascheberger Hof zu Münster wohne. Inzwischen aber hatte er sich mit seiner Mutter, die seine Heirat mit der Kapitänstochter genehmigt hatte, ausgesöhnt. Freilich hatte er auf die Erbfolge in Ihorst verzichten müssen, gegen Überweisung des Gutes Hange bei Freeren. Im übrigen erklärte der junge Baron, er habe sich über nichts und niemanden zu beschweren, und er habe in alles eingewilligt, was geschehen sei.

Den Sohn aus dieser nicht ganz standesgemäßen Ehe hatte Jansen verschiedentlich im Casino zu Oldenburg gesehen und begegnete ihm nun wieder in der Amtsstube zu Damme. Auch er heiratete eine Bürgerliche. Er war der letzte Freiherr von Ascheberg auf Ihorst.

Nicht lange, bevor Jansen nach Damme abgeordnet worden war, hatte sich eine andere aufsehenerregende Begebenheit zugetragen und bewegte die Gemüter heftig. Ein katholischer Kolon [Ignaz Huesmann] in der konfessionell gemischten Gemeinde Neuenkirchen war aus ganz weltlichen Rücksichten zur protestantischen Kirche übertreten und wollte auch seine Tochter, die bei Verwandten in Damme wohnte und dort die Schule besuchte, zum evangelischen Glauben hinüberziehen. Die streng katholischen Verwandten waren darüber entsetzt. Eines Tages [31. 8. 1861] kehrte das Kind nicht wieder aus der Schule zurück und war und blieb verschwunden. Als nach





seinem Verbleib polizeiliche Nachforschungen angestellt wurden, kam es in Damme zu tumultuarischen Ausschreitungen; mit den Kirchenglocken wurde Sturm geläutet, so daß die Aufruhrartikel verlesen werden mußten. In Oldenburg wurde ernsthaft erwogen, zur Dämpfung des Volksaufbruchs Militär einzusetzen. Das „Dammer Kind“ (Agnes Huesmann) war damals in aller Munde. Ein protestantischer Beamter erklärte Jansen, er sei fest überzeugt, daß es in Damme keinen erwachsenen Katholiken gebe, der nicht wisse, wo das Dammer Kind sei, und spöttelte über die Bemühungen der oldenburgischen Behörden gegenüber dieser geschlossenen katholischen Phalanx. Jansen vermied es also taktvollerweise, im Gespräch mit Katholiken diese brennende Frage anzuschneiden<sup>16)</sup>.

Das „Dammer Kind“ tauchte später [1870] aus der Versenkung auf, nachdem es 14 Jahre alt geworden war und nach oldenburgischem Gesetz über seinen Glauben selbständig bestimmen konnte. Es war inzwischen bei einer zuverlässigen Familie in Münster untergebracht gewesen. Eines Tages erschien ein Beamter der Oldenburger Staatsanwaltschaft in Münster, um die Übersiedlung des „Dammer Kindes“ nach Oldenburg zwecks nachträglicher Untersuchung der Angelegenheit zu bewirken. Er fand eine fertige junge Dame vor, die ihm erklärte, sie sei ihren Beschützern in Münster von Herzen dankbar für alles, was ihr widerfahren, und sie habe sich über nichts zu beklagen (ganz nach dem Muster des Freiherrn Joseph von Ascheberg). Sie denke nicht daran, ihrem katholischen Glauben untreu zu werden. Man konnte das junge Mädchen unmöglich im Gefängnis zu Oldenburg unterbringen und fand den Ausweg, es als Logierbesuch in einer gebildeten katholischen Familie Oldenburgs einzuquartieren. Der Ausgang der Sache blieb Jansen unbekannt.

<sup>16)</sup> Über das „Dammer Kind“ und den „Volksaufbruch“ berichtet eingehend an Hand der mir nicht zugänglichen Schrift von W. Seidenzahl: Der Dammer Prozeß, verhandelt am 19. u. 20. Sept. 1865 vor dem Obergericht zu Oldenburg. Bremen o. J. das Buch von G. Reinke (Anm. 14), S. 30—44. Ebenda wird auch S. 45—50 genaueres berichtet über die Wiederentdeckung der Agnes Huesmann. Hiernach hat ein anonymes Brief aus Münster vom 2. 1. 1870 an das Amt Damme den Anlaß zum Eingreifen des Oberstaatsanwalts in Oldenburg gegeben. Ein Auditor wurde nach Münster abgesandt und stellte fest, daß die bei dem Gärtner Kleimann wohnhafte Isa Jockwey identisch mit der vermißten Agnes Huesmann war. Sie ließ sich bewegen, mit nach Oldenburg zu fahren, wurde aber hier sowohl wie in Vechta und Damme erfolglos wegen ihrer Entführung vernommen, da sie sich an die Umstände ihrer Entführung nicht mehr genau erinnern konnte. Schließlich führte die Aussage des Kaplans Nonne in Münster zu der Aufdeckung, daß das Dammer Kind von seinem Onkel Friedr. Wilh. Huesmann in das Waisenhaus St. Mauritz in Münster gebracht worden war. Dieser Kindesentführer konnte also erst nach 10jährigem Bemühen vor Gericht gezogen werden, doch war er nach Amerika entwichen. Das Obergericht zu Vechta beschlagnahmte sein Vermögen und verurteilte ihn am 4. 1. 1872 in absentia zu einer Gefängnisstrafe von 14 Tagen und zur Bezahlung der Prozeßkosten. Nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten wurde dies Urteil in einer Hauptverhandlung wiederholt. Huesmann legte hiergegen Nichtigkeitsbeschwerde ein, wurde aber zu seiner Überraschung von der nächsten Instanz in Oldenburg zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt. Da sein Gnadengesuch an den Großherzog abgelehnt wurde, mußte er die Strafe tatsächlich verbüßen. Die Vermögensbeschlagnahme wurde zwar aufgehoben, aber die Prozeßkosten, rund 400 Taler, wurden auf sein Vermögen ingrossiert. — Dieser ganze Vorgang ist offenbar Jansen, der seine Münsterländer Erinnerungen um 1910 niederschrieb, nicht mehr im Gedächtnis haften geblieben.

Wolfgang von Groote

## Notwendigkeit und Freiheit in der Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalbewußtseins

In zwei Wellen schwoh neuerdings die Literatur zur Geschichte des Nationalbewußtseins an und spiegelte damit die Unsicherheit und Fragwürdigkeit dieser Bewußteinskraft. Die erste Welle fand ihren Höhepunkt in dem 1907 erschienenen Werk Fr. Meineckes. Es wies den engen Zusammenhang zwischen Weltbürgertum und Nationalstaatsgedanken nach. Über die Entstehungsgründe des Nationalbewußtseins war mit ihm freilich ein abschließendes Urteil nicht gefällt. Fr. Meinecke und E. Brandenburg vertraten in einer lebhaften Auseinandersetzung zwei verschiedene Auffassungen: Meinecke wollte die Entstehung des Nationalbewußtseins mit der Revolution, Brandenburg mit den Befreiungskriegen ansetzen. (HZ 118, 119). Seitdem sind neue wichtige Arbeiten des Themenkreises erschienen, die nach dem zweiten Weltkrieg einen weiteren Höhepunkt erreichten in den Werken von H. Kohn und E. Lemberg<sup>2)</sup>. Sie führen über die Klärungsversuche der Vorweltkriegszeit hinaus, die bis in die jüngste Gegenwart Geltung hatten<sup>3)</sup>. Nietzsches geistvolle Bemerkung „Die Französische Revolution ermöglichte Napoleon — das ist deren Rechtfertigung. Napoleon ermöglichte den Nationalismus — das ist dessen Entschuldigung.“ (Wille zur Macht, 4. Buch, Nr. 877) gibt den Sachverhalt offenbar nicht zutreffend wieder.

Die Beschäftigung mit diesem Thema bleibt eine wichtige Aufgabe in einer Zeit, die sich bemüht, einen Standpunkt jenseits nationaler Leidenschaften zu finden und Nutzen und Nachteil des Nationalbewußtseins für die geschichtliche Entwicklung abwägend herauszuarbeiten. In diesem Bemühen trifft allerdings völlige Ablehnung auf neue Bejahung. Generationen und Parteien äußern sich in ent-

1) Der Aufsatz ist die wenig umgearbeitete Fassung eines Vortrags, der am 7. Januar 1954 vor der Historischen Gesellschaft in Bremen gehalten wurde. Die Untersuchung selbst ist im Verlag Musterschmidt — Wissenschaftlicher Verlag, Göttingen, erschienen:

2) Hans-Kohn, Die Idee des Nationalismus, Bd. I, Heidelberg, 1950, Eugen Lemberg, Geschichte des Nationalismus in Europa, Stuttgart 1950. Siehe dazu die Besprechungen von R. Wittram, HZ 172, 1951, S. 314 und HZ 174, 1952.

3) Für andere Beispiele: Gerh. Ritter, Der neue Geschichtsunterricht in: Die Sammlung, August 1947: „Der Nationalismus ist nun einmal im Kampf um die nationale Unabhängigkeit entstanden — einem Kampf, der nach und nach alle großen Nationen Europas zusammenführte . . .“.

